

EINÜBUNG UND WEISUNG

Österliche Sequenzen des Notker Balbulus

Ausgelegt für die Meditation

Die Geschichte der liturgischen Sequenzendichtung ist aufs engste mit dem Namen des St. Gallener Mönchs Notker Balbulus (840–912) verknüpft. Er hat sie auf ihre erste Höhe geführt. Mit Recht wird er schon früh einfachhin „der Sequenzendichter“ genannt. Im ganzen werden ihm etwa 40 Stücke zugeschrieben; wahrscheinlich sind es noch mehr. Unter ihnen nehmen die Sequenzen des Osterfestkreises eine besondere Rolle ein. Für die Osterwoche ist für jeden Tag eine eigene Sequenz überliefert. In ähnlicher Weise hat Notker die Sonntage zwischen der Osteroktav und Pfingsten bedacht. Sie bilden eine gewisse Einheit. Zwei von diesen nachösterlichen Sequenzen, die vom 2. und vom 4. Sonntag nach der Osteroktav (in der Zählung der „Notker“-Handschriften), sollen hier für die Meditation vorgelegt und ausgedeutet werden.

2. Sonntag nach der Osteroktav

Laus tibi sit,
o fidelis deus,

Qui numquam confundis
in te confidentes,
sed eos magis glorificas.

Tu propugnaculum
adversus hostiles
incursatus et insidias.

Pastor noster,
disruptor laquei,

Tu conservas qui timent te,
valde magnam dulcedinem,
deus, indulgens.

Lob sei dir,
Gott der Treue,

Der du niemals irre machst,
die auf dich vertrauen,
vielmehr sie mit Herrlichkeit krönst.

Bollwerk du
gegen feindlichen Einfall
und Hinterhalt.

Hirt uns,
Zerreißer des Fangstricks,

Du behütest die dich fürchten,
Süßigkeit ihnen gewährend,
über die Maßen, o Gott.

Zur Interpretation dieses wie auch des zweiten Textes ist zu beachten, daß 1. die Sequenzen in der Meßliturgie von ihrem Ursprung her auf die Alleluia-Melismen und ihren Psalmvers des Zwischengesangs nach der Epistel folgen (darum sequentia), also vorrangig Jubellieder darstellen, und 2. daß die nachösterlichen Sonntagssequenzen Notkers außerdem noch ganz besonders im Zusammenhang des Auferstehungsgeheimnisses zu lesen (und zu singen!) sind.

W. von der Steinen hat die Sequenz überschrieben: „Der Hirte“. Mit Recht. Die 4. und 5. Strophe bestätigen ihn. Die Vorstellung, die der Sequenz ihr Gepräge gibt, ist das Verhältnis zwischen einem Hirten und seiner Herde. Gott ist der Hirt, und weil das ohne nähere Unterscheidung gesagt ist, kann auch Jesus, wie er im Evangelium vorgestellt wird, ohne weiteres miteinbegriffen werden, zumal das Hirtenkapitel bei Johannes (Kp 10) deutlich einen eschatologischen Charakter hat: Der Vater hat dem erhöhten Herrn die Jünger, die Glaubenden, die Kirche, die Menschen insgesamt übergeben (Joh 17) – sie sind seine *Herde* –, daß er sie hüte, Unheil von ihnen abwehre, sie bewahre und heimführe, sie unter Einsatz des Lebens zurückhole, wenn sie sich verirrt haben oder verloren gegangen sind. Aber das ganze Heilshandeln des Hirten Christus wird noch einmal unterfangen vom Geheimnis und vom Handeln Gottes, von dem alle Hirten sorge ausgeht und in dem sie zu ihrem Ziel kommt. Wie Gott in der ersten Strophe genannt wird, so noch einmal in der letzten. Der Lobpreisung Gottes zu Beginn entspricht die Danksagung zum Schluß.

Die Melodie der Sequenz ist der schon vorgefundenen Vertonung des Alleluaverses Ps 30, 2 (Vg) entnommen: „In te Domine speravi, non confundar in aeternum“. Der Vers steht über dem Notkerschen Text „Auf dich, Gott, vertraue ich, laß mich nicht zuschanden werden“. Er gibt zugleich das eigentliche Thema der Sequenz an: die Weckung und Bekundung eines unerschütterlichen Vertrauens auf Gott, der darum gleich zu Beginn wie mit einem Eigennamen der „Gott der Treue“ genannt wird. Der Mönch weiß, daß der Mensch und auch der Christ, ja gerade er, von Gefahren umstellt ist, sein geistiges und sittliches Vermögen, vor allem aber sein Glaube ständig bedroht sind. Er hat es nicht nur mit irdischen, sondern mit dämonischen Mächten zu tun, und die Feinde stehen nicht nur „draußen“, sondern sind im Innern des Menschen selbst; sie kämpfen nicht offen, sondern versteckt. Da hilft nur eines, um ihnen auf die Dauer nicht zum Opfer zu fallen: in Gott selbst hineinzflüchten, in sein Herz. Er ist wie eine feste, unnehmbare Mauer um die an ihn Glaubenden und ihm Vertrauenden; er ist wie ein „Bollwerk“, eine Burg, eine Festung, die nirgendwo schwache Stellen hat, in die niemand, auch nicht auf geheimen Wegen, aus dem Hinterhalt, einbrechen kann.

Noch ein anderes Bild wird gebraucht, um die Bedrohung des Menschen in seiner Heilsexistenz zum Ausdruck zu bringen. Wie der Jäger dem Wild nachstellt, um es zu erbeuten, so wirft auch der „böse Feind“ seine Netze aus, stellt Fallen auf, sucht den Umstellten in die Schlinge zu ziehen. Mit welchem Erfolg, lässt sich an tausend und abertausend Beispielen in der eigenen Umwelt beobachten. Hier weist die Sequenz auf Christus hin, der als Hirt sein Leben für die Seinen eingesetzt und im Todessturz die „Schlinge“, die sich um ihn zusammengezogen hatte, ein für alle mal „zerrissen“ hat. Auf ihn gilt es zu schauen, an ihn, den Sieger im „Kampf wie nie einer war“, sich zu klammern. (Für die hier vorgetragene Interpretation finden sich in Ps 30 [Vg], dem der Alleluiavers der Sequenz entstammt, bis in manche Worte hinein, viele Anklänge.)

Für den, der solches tut, in den Schutz des Hirten-gottes flieht, der macht Erfahrungen, die ihn die Aussagen der Strophen 2 und 5 aus innerstem Herzen beten lassen: Du Gott der Treue, du enttäuschst und trügst nie, lässt niemals einen irre werden, wenn er sich dir anvertraut. Du behütest ihn mitten im Unbehütet- und Bedrohtsein dieser Welt, du erhöhst den Menschen und überhäufst ihn mit Ehren, du lässt ihn die Süßigkeit deiner liebenden Nähe kosten, du gewährst ihm über die Maßen, was er ersehnt: Angenommensein, Liebe und Geborgenheit, du Gott der Treue. Amen.

4. Sonntag nach der Osteroktav

Laeta mente
canamus deo nostro,

Qui defectam peccatis
semper novat ecclesiam

Et eam pallidulam de radio
veri solis illuminat

Et terrae de Mesraim eduxit
fornacibus ignitis:

Quique in omni
tribulatione
eam exaudit,

Insuper caelesti nutrit pane
et cultum docet suum.

Quin de petra
melle dulci
eam adimpleat.

Freudigen Geistes
laßt uns singen unserem Gott,

Der die von Sünden geschwächte Kirche
ständig erneut

Und die von Aussehen gar bleiche
mit dem Strahl der wahren Sonne erhellt

Und sie herausgeführt aus den Feueröfen
des Landes Mesraim:

Ja, er erhört sie
in jeder Bedrängnis,

Nährt sie dazu mit himmlischem Brot
und lehrt sie, ihn zu verehren.

Wahrlich, er erfüllt sie in reichem Maße
mit süßem Honig
aus dem Felsen.

Der über dem Text in den Handschriften stehende „Melodietitel“: „Exultate Deo“ aus Ps 80, 2 (Vg) ist ebensowenig wie der vorhergehende eigens für diese Sequenz vertont worden, sondern fand sich als Alleluiavers vom 11. Sonntag nach Pfingsten schon vor. Der Vers lautet vollständig: „Exultate Deo adiutori nostro: iubilate Deo Jacob“ („Frohlockt Gott, unserem Helfer, frohlockt dem Gott Jakobs“). Wenn man den ganzen Psalm im lateinischen Vulgatatext liest, dann sieht man gleich, daß Notker eine Reihe von Anregungen sprachlicher und inhaltlicher Art durch ihn erhalten hat. Dennoch ist seine Sequenz eine völlig eigenständige Schöpfung. Beide Lieder sind miteinander nicht zu vergleichen.

Unsere Sequenz hat, anders als die Hirtensequenz, nicht den Einzelnen, sondern die Kirche als ganze im Blick. Was Gott an ihr tat und noch täglich tut, soll besungen werden. Es ist die Frucht der Heilstat ihres Herrn, der sich für sie in den Tod gab und dafür vom Vater zu einem neuen Leben erweckt und zur Herrlichkeit des Himmels erhöht wurde, auch dies für alle, die zu ihm gehören und seinen Leib bilden, für die Kirche.

Diese Kirche wird von Notker sehr nüchtern gesehen. Sie ist „von Sünden geschwächt“, ihr „Aussehen ist bleich“. Es menschelt in ihr. Auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, ist sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Sie ist unansehnlich und strahlt wenig aus von ihrem gnadenhaften Geheimnis, das ihr eigentlich eine blühende Gestalt verleihen müßte. Wer das 9. Jahrhundert kennt, weiß, daß dies alles noch sehr milde und in der Sprache der Poesie (oder der Liturgie) ausgedrückt ist. Die Nichtweiterführung der Kirchenreform Ludwigs des Frommen, die Zerstrittenheit der fränkischen Teilreiche, die schließlich zum Zusammenbruch des karolingischen Imperiums führte, sowie die wachsende Ohnmacht des Papsttums gegen Ende des Jahrhunderts lassen erst richtig verstehen, was Notkers Verse über die Kirche im Klartext bedeuten.

Gilt diese Sicht der Kirche aber nur für Notkers Zeit oder nicht vielmehr für alle Zeit, seitdem es Kirche gibt? Und seit wann gibt es Kirche? Wie Augustinus von der Kirche seit Abel, dem Gerechten, spricht und damit die Geschichte der

ganzen gläubigen Menschheit, vor allem die Geschichte des gläubigen Israel, in die Kirche des alles zusammenfassenden Christus einbezieht, so auch der St. Gallener Mönch. Darum kann er die Kirche, über die ganze Spanne ihrer zeitlichen Existenz hinweg, vom Alten zum Neuen Bund bis zur Gegenwart, hinsichtlich ihrer Bedrängnis in dieser Welt exemplarisch – und damit die Einmaligkeit des historischen Ereignisses transzendernd – in der Epoche der ägyptischen Knechtschaft dargestellt finden. Mesraim (Misrajim), das hebräische Wort für Ägypten, heißt zunächst soviel wie Grenzland, bedeutet aber im Kontext der Heilsgeschichte Israels tiefer das Land der Finsternis, der Unterdrückung und der Sklaverei. Notker spricht von „Feueröfen“, wohl im Anschluß an einen feststehenden Ausdruck der alttestamentlichen Bücher, wo Ägypten ein „Schmelzofen“ für Israel genannt wird (Dt 4, 20; 1 Kön 8, 51; Jer 11, 4). Gemeint sind damit die Plagen der Fron, die Deklassierung der Eingewanderten gegenüber den Einheimischen. Metahistorisch wird damit von Notker die bleibende, niemals zu überwindende Situation der Kirche in dieser Weltzeit ausgedrückt. Die Kirche wird immer die Fremde, die Ausgeheimatete, die „in jeder Bedrängnis“ Lebende sein, solange sie die hier auf Erden pilgernde Kirche ist, wenn das auch nicht alles ist, was über sie gesagt werden kann und gleich noch gesagt wird. Sie befindet sich in dieser Welt wie in einem „Schmelzofen“, was nicht nur Schmerzen und Pein mit sich bringt, sondern auch Läuterung bedeutet („wie das Silber im Feuer und das Gold im Schmelzofen geprüft wird“, Spr 17, 3; 27, 21) und was bewirkt, daß die „zerstreute und bedrängte Herde“ zu *einem* Volk zusammenwächst – der Aufenthalt Israels in Ägypten war die Zeit seiner Volkwerdung.

Erst auf diesem Hintergrund der Unheilsituation der Welt, die auch in der Kirche ihre Schatten wirft, kommt das österliche Geheimnis von Tod und Auferstehung Christi ganz zum Leuchten. Erst in seinem Licht erhellt, wie das ständige Neuwerden der Kirche, ihr Erleuchtetwerden durch den Strahl der wahren Sonne, ihr Herausgeführtwerden aus den Feueröfen Ägyptens in Notkers Sequenz konkret zu verstehen ist. Das alles ist die Tat des Heil-schaffenden Gottes durch Jesus Christus, seinen Sohn, dessen einmalige und endgültige Heilstät am Kreuz bleibend existiert, in der Kirche gegenwärtig ist und weiter wirkt. Neu wird die Kirche täglich durch die (sakramentalen und außersakramentalen) Gnaden des gekreuzigten und auferstandenen Herrn, die Gläubigen geschenkt, von ihnen aufgenommen und in ein Leben von Glaube, Hoffnung und Liebe eingebracht werden. Erleuchtet wird sie im verkündeten, im Glauben angenommenen und in der Tiefe des Herzens verstandenen Wort Gottes im Wort Jesu Christi. In dem Maße das geschieht, wird das Feuer des Geistes in der Kirche entzündet und strahlt sie dieses Feuer aus. Herausgeführt aus den Feueröfen Ägyptens wird sie, wo sie sich ihrer Not und Bedrängnis bewußt wird, sich durch Christus an den Vater wendet, betende und büßende Kirche wird, den Weisungen des Geistes folgt und immer wieder ihre Zelte in dieser Welt abbricht, um sich ins Unbekannte, aber Verheiße auf den Weg zu machen. Im Bewußtwerden solcher Glaubenswirklichkeiten gewinnt der Beter unversehens ein ganz neues, ein liches und frohmachendes und ebenso geheimnisvolles Bild von der Kirche, ohne ihre

dunklen und schmerzlichen Züge zu verdecken oder seinen Blick von ihnen abzuwenden. Und man weiß nun, warum der gläubige Dichter sein Lied mit dem Vers begann: „Freudigen Geistes laßt uns singen unserem Gott“.

Die Schlußstrophen sind wie ein betendes, dankbares Verweilen bei dem, was der Gemeinschaft der Glaubenden in der Kirche, so wie sie begegnet, geschenkt wurde. Zunächst ein Bekenntnis der Zustimmung: Ja, so ist es; „er erhört sie in jeder Bedrängnis“. Und der Beter braucht gar nicht weit herumzuschauen und zu suchen, ob das alles, was gesagt wurde, auch wahr ist und der Prüfung standhält. Notker, der Mönch, ist in der Welt des Gottesdienstes und der Gottesverehrung zu Hause. Von daher kommt ihm ganz von selbst in den Sinn „das himmlische Brot“ und „der Kult“. Sie sind sein Leben und tragen ihn, sie stärken ihn in der Trübsal und in den Verwundungen seines empfindsamen Herzens. So unterstreicht er in der letzten Strophe noch einmal, wovon er gesungen hat: „Wahrlich, er erfüllt sie in reichem Maße mit süßem Honig aus dem Felsen“. „Honig aus dem Felsen“. Die Anregung zu diesem Bild erhielt Notker aus Vers 17 des Psalms, dem der „Melodietitel“ entnommen ist (Ps 80, 2, Vg), wo Gott dem Volk Israel im Fall seiner Umkehr verheißt, es „mit Honig aus dem Felsen (zu) sättigen“. Im Buch Deuteronomium (32, 13) dient das Bild zur Schilderung des verheißenen Landes, um dessen Fruchtbarkeit zu preisen. Notker lebt in einer tieferen Welt, in der Welt der Schriftexegese der Kirchenväter. Dort ist *Christus der Fels*, und der *Honig die Weisheit*, die demjenigen geschenkt wird, der zu Füßen Christi sitzend, seinen Worten lauscht. Weisheit ist hier (vor allem nach Augustinus) die Gabe der Beschauung, mit deren Hilfe der in der Sammlung des Herzens Betende zur vollkommenen Erkenntnis der göttlichen Dinge kommt und darin Gott geeint wird. Um dieses Honigs willen dankt Notker noch einmal für seine Berufung zur Kirche und zum Mönchtum. Ihr hat er alles zu verdanken, ihretwegen will er auch alles Ungemach auf sich nehmen. Aber nicht Notker, der Mönch, singt dieses Lied, als sei es nur sein eigenes. Die Kirche singt es. Alle sollen darum in es einstimmen, jeder aus seiner Sicht und entsprechend den Gnaden, die er empfängt, und den Erfahrungen, die er macht: „Freudigen Geistes laßt uns singen unserem Gott“.

Friedrich Wulf

Mitteilung der Schriftleitung:

Der bisherige Chefredakteur von „Geist und Leben“, P. Friedrich Wulf SJ, legt aus Altersgründen mit diesem Heft die Schriftleitung nieder. Neuer Chefredakteur wird P. Josef Sudbrack SJ, der schon seit 1962 der Schriftleitung angehört. P. Wulf, der seit 1947, mit dem Neubeginn der Zeitschrift nach dem Zweiten Weltkrieg, also über 32 Jahre (in den ersten Jahren zusammen mit P. Heinrich Bleienstein SJ), die Schriftleitung innehatte, verabschiedet sich von den Lesern und dankt ihnen für das Vertrauen, das sie „Geist und Leben“ in vielen Jahren entgegengebracht haben.

München, im März 1979